

Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 26 (1841)

Rubrik: V. Necrologische Notizen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NEKROLOGISCHE NOTIZEN.

Noch liegt mir die traurige Pflicht ob, Ihnen die Verluste anzuzeigen, welche die Gesellschaft im Laufe des Jahres erlitten hat. Es befinden sich darunter mehrere Stifter der Gesellschaft, nämlich die Herren Dr. *Levade* von Vevey, geboren im Jahre 1740, der Senior unsers Vereins, und Herr *Étienne Vaucher* von Genf, geb. 1763. Dann die Herren Syndic *Henri Fatio* und der Banquier *De Candolle-Baraban* von Genf, die Herren *Leonhard* und *Caspar Schulthess* und Professor von *Pommer* von Zürich, Bürgermeister *Herzog* von Aarau, *Johann Ulrich Sprecher* von Bernegg von Chur und *Friedrich Meyer*, Lehrer der Naturgeschichte, von Bern *).

Die nekrologischen Notizen, welche ich über diese verstorbenen Mitglieder erhalten habe, werden den Acten der Gesellschaft beigesdruckt werden. Theils sind sie mir noch nicht mitgetheilt worden, theils würde ich Sie zu lange aufhalten; es scheint mir daher schicklicher, den verstorbenen Freunden einen eigenen Abschnitt der Acten zu widmen.

Sechs von den Dahingeschiedenen hatten das Greisenalter erreicht und *Levade* das hohe Alter von 92

*) Präsident der Gesellschaft im Jahre 1826.

Jahren, *Vaucher* 77, *Sprecher* 75; dagegen starben *Caspar Schulthess* und *Meyer* in der Blüthe der Jahre. Aber auch der Naturforscher unterliegt dem Loose der Sterblichen und zahlt der Natur seine Schuld so gut, wie jeder Andere; denn noch ist der Stein der Weisen und das Elixir des Lebens nicht erfunden, und alles Suchen darnach wird sie nicht zu Tage fördern. Es vergehen die Geschlechter der Menschen, allein es entstehen neue Generationen. Die Wissenschaften sind das schönste Erbtheil, welches uns die Entschlafenen hinterlassen; cultiviren wir sie, so ehren wir damit ihr Andenken. Die Natur bleibt ewig, und ihre Gesetze zu erforschen ist das edelste Bestreben der Sterblichen, auch wenn uns dort erst klar wird, was wir hier vergeblich zu enthüllen suchten.

Herr *Johannes Herzog* von Effingen, Alt-Bürgermeister des Cantons Aargau, ward geboren im Jahre 1773, in einer bescheidenen Hütte des Dorfes Effingen, am Fusse des Bötzberges. Sobald der Knabe sich zu entwickeln anfang, zeigte er die schönsten Anlagen, einen lebhaften, aufstrebenden Geist und ein für alles Edle empfängliches Herz. Seine Eltern, deren einziger Sohn er war, thaten alles, was in ihren Kräften stand, um dem Knaben eine bessere Bildung zu geben, als es in dem kleinen Dorfe möglich war. In seinem neunten Jahre kam er in die Schule nach Brugg und schon in seinem dreizehnten trat er in ein Handelshaus in Milden, wo er nur ein Jahr blieb und dann nach Hause zurückkehrte, um seinen Eltern in ihrem Berufe zu helfen. An Geist und Körperkraft ungewöhnlich früh entwickelt, verheirathete er sich schon im

Leere Seite
Blank page
Page vide

sechszehnten Jahre mit seiner noch lebenden Gattin, welche ihm 6 Söhne und 2 Töchter schenkte, von welchen aber nur die 3 ältesten Söhne ihn überlebten.

Bis zum Beginne der Schweizerischen Staatsumwälzung lebte er ausschliesslich den Handelsgeschäften; aber mit der Revolution betrat er die politische Laufbahn, bildete sich durch seinen Geist und seine Kenntnisse zu einem der ersten Staatsmänner der Schweiz, und gründete zu gleicher Zeit eines der reichsten und glücklichsten Handelshäuser. Bis zu seinem Tode bekleidete er die verschiedenartigsten Stellen, und man möchte sagen, alle mit gleicher Kraft und mit gleichem Geschick. Er überwand alle Hindernisse, welche ihm im Wege standen und erreichte, bloss durch sich selbst und die Erfahrung gebildet, sein hohes Ziel. Als Repräsentant des Cantons Aargau trat er in seinem 25. Jahre mit aller jugendlichen Kraft gegen Rapiers Raubsucht auf, folgte im Jahre 1800 als Schweizerischer Kriegscommissär der französischen Armee unter Moreau nach Deutschland, und von 1803 bis 1830 war er Mitglied der Regierung seines Cantons. Von 1819 bis 1830 bekleidete er die Stelle eines Bürgermeisters, welche mit ihm entstand und mit ihm aufhörte. Jede Behörde, in welcher er stand, erfreute sich seiner Thätigkeit und seiner Kenntnisse, und auf den Tagen der Eidsgenossen genoss er der grössten Achtung. Mit den grossen Zeitgenossen *Escher von der Linth*, *Usteri*, *La Harpe*, *Glair*, *Rengger* stand er in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Selbst im Auslande fanden seine Einsichten Anerkennung und Auszeichnung. Mehrere Male wurde er mit wichtigen Sendungen an auswärtige Höfe beauftragt und leistete hierin dem ganzen Vaterlande die wichtigsten Dienste.

Weniger als Naturforscher denn als Techniker und Beförderer aller schönen und guten Anstalten trat er im Jahre 1823 in unsern Verein. Er unterstützte die öffentlichen Anstalten Aargau's mit Rath und That und machte der Naturaliensammlung sehr werthvolle Geschenke. Der Wohlstand seines durch ihn begründeten Hauses machte es ihm möglich, auf die edelste Weise zu helfen. Vielen hat er wohlgethan, viele Nothleidende unterstützt. Gastfreundlich, munter, lebhaften Geistes, war sein Umgang unterhaltend, belehrend und angenehm. Auch dem Geringsten war er zugänglich und immer in vielfacher Thätigkeit, selbst in den letzten zwei Jahren seines Lebens, wo ein allmähliges Dahinsinken seiner Kräfte immer fühlbarer wurde, bis er den 25. December 1840 der Schwäche unterlag. In ihm verlor der Canton Aargau und unser ganzes Vaterland einen edeln, wahrhaft freisinnigen Eidsgenossen, einen seiner redlichsten und aufgeklärtesten Staatsmänner, dessen Verdienste allgemein anerkannt wurden. Aargau verlor ihn in einem Augenblicke, wo sein Verlust doppelt fühlbar war.

Herr *Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg*, geboren im Jahre 1765 in Luzein, im Thale Prätigau, im Canton Graubünden. *Sprecher* erhielt seine Jugendbildung mehr in Deutschland als im Vaterlande, da er 10 Jahre in jenem Lande zubrachte. Er lebte in Jugendgemeinschaft mit *Schleiermacher*, Minister *Einsiedel* und *Brinkmann*. In Jena genoss er des Umgangs *Herder's* und *Göthe's* und erwarb sich später das Wohlwollen *Johannes von Müller*. So kam er mit gediegener Bildung in sein Vaterland zurück, wo er bald in politische Wirksamkeit trat. Als aufgeklärter Mann hul-

digte er aus Ueberzeugung den liberalen Ideen und war eines der thätigsten Mitglieder der helvetischen Partei in Bündten, welche die engere Vereinigung Bündtens mit der Schweiz eifrig betrieb.

Von dieser Vereinigung an war er immer in politischer Thätigkeit und bekleidete die wichtigsten Stellen des Cantons. Vierzehn Male war er Gesandter auf den Tagen der Eidsgenossen und erwarb sich die allgemeinste Achtung und Liebe. Nie buhlte er um die Volksgunst, erwarb und erhielt aber dieselbe durch Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Wohlwollen gegen alle, die mit ihm umgingen. Seine Sanftheit, seine edle Ruhe und Mässigung versöhnten ihn auch mit Andersdenkenden.

Seine Mussestunden verwandte er auf Literatur, daher war er keinem Fache des Wissens fremd und auch im Fache der Naturwissenschaften bewandert. Als im Jahre 1826 die Gesellschaft sich in Chur versammelte, war er Präsident derselben. Die Cantonsschule verdankt ihm besonders viel und er trug sehr viel für ihre Stiftung und Unterhaltung bei; ebenso beförderte er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den Bau der Strassen über den Splügen und Bernhardin. Noch im Jahre 1838 wählte ihn die Tagsatzung zur Beglückwünschung bei der Krönung Kaiser Ferdinands in Mailand; allein er lehnte seines hohen Alters wegen diese Wahl ab; dagegen nahm er 1839 zum letzten Male eine Stelle in den kleinen Rath an, zog sich aber dann in den Privatstand zurück und starb ruhig den 9. Juli dieses Jahres. Auch er gehörte dem Kreise der edelsten Eidsgenossen an, welche ihre Zeit erfassten und mit der uneigennützigsten Vaterlandsliebe die Fortschritte beförderten, die dem Lande from-

men konnten. Er gehörte dem Verband der hohen Männer an, die wir in *Usteri*, *La Harpe*, *Herzog* u. s. w. erkennen und verehren; so verschieden von den Stürmern der letzten Jahre, welche nur niederrissen, ohne wieder aufzubauen und die Volksgunst auf alle Art, selbst auf Gefahr des Vaterlandes, zu erschmeicheln suchten, um Stellen zu erhalten.

Herr *Leonhard Schulthess* von Zürich, geb. 1775. Nach dem Beispiele seines Vaters widmete er sich dem Kaufmannsstande und erhielt, als er, nach damaliger Einrichtung, die lateinischen Schulen durchgemacht hatte, die für seinen Stand nöthige Bildung und die Kenntnisse der französischen und italienischen Sprache durch Privatunterricht. Bald erwachte aber in ihm die Liebe für die Naturwissenschaften; er fing schon als Knabe an, verschiedene Sammlungen anzulegen. Durch seinen Lehrer in der französischen Sprache, Herrn *Gaudin*, der damals in Zürich lebte, wurde sein Hang zur Botanik vorzüglich ausgebildet, und *Schulthess* sammelte in den Jahren 1789 und 1790 ein bedeutendes Herbarium, welches die Grundlage zu dem späterhin sehr erweiterten wurde, das noch vorhanden ist. Bei seinem kaufmännischen Aufenthalt in Italien vergass er nicht, aufs eifrigste Pflanzen zu sammeln. Nach seiner Zurückkunft kam er in nähere Verbindung mit *Paul Usteri* und *Jakob Römer*, durch welche er bei einer Reise nach Deutschland mit den deutschen Botanikern in Berührung kam und vorzüglich die Kunstgärten und botanischen Gärten benutzen konnte, welche ein *Wendland*, *Zeher* und andere berühmte Botaniker leiteten; erst später kam er in Verbindung mit *De Candolle*. Durch seine öconomische

Lage begünstigt, konnte er selbst bei seiner Wohnung einen grossen Garten benutzen, in dem er immer eine Menge Pflanzen zog. Nach *Römer's* Tode, welcher im Jahre 1819 erfolgte, übernahm er mit kundiger Hand die Besorgung des botanischen Gartens der naturforschenden Gesellschaft und besorgte ihn so lange, bis er von dieser Gesellschaft im Jahre 1834 der Regierung abgetreten wurde. In Correspondenz mit fast allen botanischen Gärten Europa's, betrieb er einen für den Garten sehr vortheilhaften Tauschhandel und verhalf demselben, da er, nachdem seine Söhne aufgewachsen waren, sich fast ausschliessend der Botanik widmen konnte, zu einem Flor, der, bei der Lage und Beschränktheit des Gartens, nichts zu wünschen übrig liess. Immer mit der Höhe der Wissenschaft fortschreitend, erhielt er auch die neuesten Pflanzen und versetzte sie, wenn die Einrichtung ihre Erziehung möglich machte, in den botanischen oder in den eigenen Garten. Nach *Römer's* Tod übernahm er dessen sehr bedeutendes Herbarium, welches er später an Herrn *Shuttleworth* abtrat; durch Zufall erhielt er *Scheuchzer's* graminologisches Herbarium, welches noch in seinem Nachlass vorhanden ist. Als Quästor der naturforschenden Gesellschaft beförderte er vorzüglich das Fach der Botanik in der Bibliothek. Für jeden Fortschritt der Naturwissenschaften thätig, nahm er die Stelle eines Präsidenten der technischen Gesellschaft an, welche er mehrere Jahre bekleidete. Seine Gesundheit erlitt durch ein Nervenfieber, dem er beinahe unterlegen wäre, den ersten Stoss, doch konnte er bis gegen das Ende des vorigen Jahres noch allen seinen Geschäften nachgehen und täglich seinen lieben Garten besuchen und besorgen, wobei ihm sein Sohn, der eigentlich die Gärtnerei practisch lernte und

nun einen eigenen grossen Garten besorgt, an die Hand ging. Vom November 1840 an konnte er aber das Bett nicht mehr verlassen, da ihn heftige Schmerzen, durch Harnblasengeschwüre veranlasst, schrecklich plagten, bis er endlich seinen Leiden in den letzten Tagen des Juli dieses Jahres unterlag. Blühende Pflanzen zierten sein Zimmer bis auf den letzten Augenblick und erheiterten ihn.

In unsere Gesellschaft trat er 1816 ein und besuchte sie mehrere Male. Oeffentliche Stellen nahm er niemals an, wirkte aber als Privatmann kräftig für alle nützlichen Anstalten. Im Umgang war er munter und gefällig und zahlreiche Freunde betrauern seinen Verlust.

Herr *Caspar Schulthess*, Neffe Herrn *Leonhard's* und Sohn unsers Mitgliedes Herrn *Carl Schulthess*, geboren 1798, erbt von Vater und Onkel die Liebe für die Naturwissenschaften. Allein als Kaufmann war ihm nicht vergönnt, sich ernstlich mit denselben zu beschäftigen; die Zoologie war das Fach, welches er vorzog. Im Jahre 1828 wohnte er der Gesellschaft in Lausanne bei und wurde zum Mitgliede angenommen. Da ihm seine Verhältnisse nicht gestatteten, eigene Sammlungen anzulegen, besuchte er die öffentliche desto fleissiger und machte derselben mehrere werthvolle Geschenke. Als geschickter Zeichner zeichnete er oft naturhistorische Gegenstände, unter denen eine Zeichnung nach einem lebenden Bartgeier besonders gelungen war. Hätten es die Umstände erlaubt, er wäre ein vorzüglicher Thierzeichner geworden und hätte sich mit Eifer dem Studium gewidmet, welches er nur als Dilettant betreiben konnte. Seine Anspruchlosigkeit, seine Herzengüte und Munterkeit

erwarben ihm die Achtung und Liebe aller, welche ihn kannten.

Obschon er glaubte, in frühern Jahren die natürlichen Pocken gehabt zu haben, wurde er doch von dieser furchtbaren Krankheit durch ein Paket Seide angesteckt, das aus einem Hause kam, in welchem ein Pockenkranker gestorben war. Er erlag dieser Krankheit im Frühling dieses Jahres.

Herr *Louis Levade* von Vevey, geboren 1748, war einer der 35 Männer, welche im October 1815, dem Rufe *Gosse's* folgend, Mitstifter der Gesellschaft wurden, obgleich er bei seinem Eintritt schon dem Greisenalter nahe war. *Levade* hatte seine medicinischen Studien zu Leyden gemacht und daselbst den Doctorgrad angenommen. Von seiner Studienzeit an zeigte er grosse Liebe zur Naturgeschichte, vorzüglich zur Mineralogie, für welche er eine ausgezeichnete Sammlung anlegte. Er gab ein historisches und geographisches Wörterbuch für den Canton Waadt heraus, welches sehr geschätzt war. Er erreichte das hohe Alter von 92 Jahren.

Diess ist alles, was wir von dem Leben dieses für seinen Canton ausgezeichneten Mannes erfahren konnten.

FRIEDRICH MEYER

aus Bern,

geb. Anfangs Januar 1806, gest. den 5. Juni 1841.

Wenn unser Verein mit Recht das Andenken derjenigen feiert, die durch Förderung der Wissenschaft und gelehrte Schriften sich Ruhm erwarben, so verdient um so eher der bescheidene Freund unserer Studien diese Anerkennung, dessen Bemühungen in diesem Leben keine Ehrenkränze lohnten, den weder die Pflicht einer öffentlichen Stellung, noch die Aufmunterung eines grösseren Publicums zur Thätigkeit anspornten, und dessen kurzes aber schönes Leben ein fortdauernder Kampf höheren wissenschaftlichen Strebens mit den Hemmungen eines krankhaften Körpers war.

Friedrich Meyer, der älteste Sohn unter vier Kindern, war schon in früher Jugend eine Waise geworden. Sein Vater, Bürger von Bern und ein allgemein geachteter Geschäftsmann, hatte jedoch ein Vermögen hinterlassen, das die Erziehung und Zukunft der Familie hinreichend sicherte, und ein Geschäftsfreund unterzog sich der Pflege derselben und der Verwaltung ihres Eigenthums mit väterlicher Sorgfalt und Treue.

Nach längerem Landaufenthalt im Pfarrhaus Hilterfingen, wohl zur Kräftigung seiner schwächlich scheinenden Gesundheit angeordnet, trat der Knabe *Meyer* in das hiesige Waisenhaus und im Frühjahr 1819 in das Gymnasium, wo er sich, in einer zahlreichen Classe, bald in den ersten Rang aufschwang. Durch schnelles und gründliches Auffassen, richtiges Urtheil und Beharrlichkeit der Anstrengung gleich ausgezeichnet, in den alten Sprachen wie in der Mathematik, fand er nebenbei noch Musse, sich mit Mineralogie zu beschäftigen und kleinere Excursionen, auf denen er den Verfasser dieser Linien, seinen damaligen Lehrer, begleitete, begründeten zwischen beiden das nähere Verhältniss, das auf die spätere Lebensrichtung des jüngeren Freundes nicht ohne Einfluss geblieben sein mag.

Nach Beendigung der Gymnasialcourse wählte *M.*, wohl mehr aus Verlegenheit, als aus Neigung, die theologische Laufbahn, für welche ein dreijähriger Vorbereitungscurs und ein eben so langer theologischer Curs vorgeschrieben war. Nicht ohne Mühe konnte er das Ungewöhnliche erhalten, im Laufe der drei ersten Jahre auch die Chemie anhören zu können; und später, als er bereits die streng theologischen Studien begonnen hatte, entschloss er sich zu einer noch auffallenderen Ausnahme von der bisherigen Uebung, zu einem Aufenthalte nämlich von einem Jahre in Genf, theils der Sprache wegen, theils um ungehindert seine Zeit auf naturwissenschaftliche Studien verwenden zu können. Er hörte bei *De Candolle* Zoologie, bei *De la Rive* Physik, bei *Peschier* Anatomie, und knüpfte dauernde Freundschaftsbande mit *A. Mousson* und *A. Escher von der Linth*, die ähnliche Zwecke nach Genf geführt hatten. In solcher Umgebung kann es nicht

auffallen, dass allmählig der Entschluss bei ihm reif wurde, der Theologie ganz zu entsagen, um den Fächern, die er bisher mehr als Liebhaberei betrieben hatte, seine volle Kraft zu widmen. Wichtigere Entschlüsse fasste *Meyer* gewöhnlich, ohne erst bei Andern Rath zu suchen, nach eigener, ruhiger Ueberlegung, und das Resultat kündigte er an als etwas Unwiderufliches, Einreden und Versuche, ihn zum Zurücktreten zu bewegen, zum Theil mit Heftigkeit von sich weisend. Er schrieb damals, den 7. März 1826, an den Verfasser:

„Die Aussichten, die Sie mir in Ihrem werthen Briefe vormalten, und ihr schmeichelhaftes Urtheil über meine Kräfte und meine schon erworbenen Kenntnisse erfüllten mich anfangs mit neuer Hoffnung und froher Zuversicht; ich sah den zwei Jahren, die mir noch zur Beendigung meiner academischen Studien fehlen, muthig entgegen, und, auf Ihre Ermunterung hin, getraute ich mir wirklich, Theologie, Philologie und Naturwissenschaften mit Erfolg neben einander zu betreiben. Doch bald verschwand diese erste Täuschung und wich nüchterner Ueberlegung, die mich auf ganz andere Resultate brachte. In der That, wenn ich auch nur einen flüchtigen Blick auf meine bisherigen Studien und jetzigen Kenntnisse werfe, so fühle ich nur allzu klar, wie wenig meine Kräfte hinreichen, um sich auf drei Fächer zugleich zu zersplittern, und ich fühle dringend das Bedürfniss, meinem Streben bescheidenere Schranken zu stellen. Denn wenn ich auch, Dank sei es dem Himmel, nicht mit grosser Mühe auffasse, so hat es dagegen mit dem Behalten des Erlernten eine andere Bewandniss, und die eigene Erfahrung hat mich oft empfindlich gelehrt, dass ich

meine Kenntnisse in einem der drei Fächer immer nur auf Unkosten eines anderen erweitere. Seitdem ich hier Zoologie getrieben, ist schon ein guter Theil meiner bisherigen Philologie von hinnen gewichen, und ich zweifle keinen Augenblick, dass Dogmatik und Exegese die Zoologie bald verdrängen würden. Kurz, so oft ich ein Fach, mit dem ich mich früher beschäftigte, nach längerer oder kürzerer Unterbrechung wieder vornehme, so wanken mir alle Grundfesten, ich muss wieder vorn beim *abc* anfangen und erfreue mich nie des geringsten Fortschrittes. Wenn ich nun aber unter jenen drei Fächern dasjenige wählen soll, das ich für die andern aufzugeben habe, so ist es kein anderes, als die Theologie. Die Naturwissenschaften will ich nicht aufgeben, weil ich Neigung dazu fühle und sie mir einzig höheren Genuss verschaffen; auch die Philologie nicht, weil nur sie mir zu einer Stelle verhelfen kann, die sich mit jenen Studien verträgt. Wozu dann aber soll ich Theologie studiren? Zu meiner Beschämung muss ich es gestehn, über diese Frage habe ich mir eigentlich bis jetzt noch nie Rechenschaft gegeben, sondern ohne höhere Begeisterung, ohne innern Beruf für den geistlichen Stand, liess ich mich durch den Mechanismus unserer Academie demselben zuschieben, bloss weil ich nichts Besseres wusste. Erst das Herannahen der zwei letzten Jahre meiner academischen Laufbahn hat mich zum Nachdenken angeregt. Wozu soll mir nun das Studium der Theologie dienen, da ich gegen das practische geistliche Leben eine entschiedene Abneigung habe? Etwa um mir Aussichten auf ein höheres Alter, das ich nicht zu erreichen sicher bin, zu eröffnen? Oder, um mir mehr Zutrauen zu verschaffen, wenn ich

als Pädagog auftrete? Ich glaube aber, die Zeiten seien vorüber, in welchen jenes Zutrauen das ausschliessliche Vorrecht des geistlichen Standes war. Kurz, ich sehe nur Nachtheile, die mir aus der Beendigung meiner theologischen Studien erwachsen können, und zwar die Nothwendigkeit, die andern Fächer zu vernachlässigen, die daherige Unfähigkeit, in der Schule angestellt zu werden, und die tröstliche Aussicht, sogleich nach meiner Rückkehr von der Universität, oder gar noch vor der Universität, auf ein Vicariat verwiesen zu werden und dort mein Leben in ewigem Unmuth, meine Laufbahn verfehlt zu haben, durchzugrämen, u. s. w.“

Im Spätherbst 1826 äusserte sich zuerst die angeerbte Krankheitsanlage bei *M.* in einem Hüftweh, das nur den kräftigsten Heilmitteln wich und in den folgenden Jahren fortgesetzte ärztliche Pflege und zwei Badecuren in Schinznach und Aix nöthig machte. Die Genesung schien vollständig; doch bemerkte man später eine gewisse Schwäche in der Haltung und im Gange des ziemlich grossen und regelmässig gebauten Körpers, und bei der blassen Gesichtsfarbe fiel um so mehr der starke, beinah fieberische Glanz des dunkelblauen Auges auf. In grösserer Gesellschaft meist zurückhaltend und gegen Fremde etwas schüchtern, ruhte sein scharfer und ernster Blick, als wollte er das Tiefste der Seele durchschauen, auf den Anwesenden. Stets aber las man darin Wohlwollen und Achtung. Jede beleidigende Ironie, selbst auch unschuldiger Humor, waren ihm fremd, obgleich er unter vertrauteren Freunden gerne sich zu frohsinnigem Scherz anregen liess und durch geistvolle Einfälle wesentlich zur geselligen Heiterkeit beitrug.

Bei hinreichend gestärkter Gesundheit durfte *M.* es wagen, im Herbst 1828 die Schweiz zu verlassen, um seine Studien in Berlin fortzusetzen. Auf der Hinreise widmete er den wichtigern naturhistorischen Sammlungen besondere Aufmerksamkeit. Mit berühmten Männern, an die er Empfehlungen hatte, in nähere Berührung zu treten, widerstrebte dagegen seiner Bescheidenheit, und vielleicht auch war er sich einigen Mangels an Leichtigkeit in den Umgangsformen bewusst, der ihn gegen Fremde in Nachtheil setzte. So schrieb er den 11. November von Berlin aus über seinen Besuch bei *von Schlotheim* in Gotha:

„Es war mir übrigens bei diesem Besuche nicht ganz wohl zu Muthe; ich hätte Herrn *von Schlotheim* viel Artiges sagen sollen, und das wollte mir nun einmal nicht von Statten gehn. Beim Abschied bot er mir Empfehlungen an Herrn *von Humboldt* an, die ich aber höflichst ablehnte, weil damit weder Herr *v. H.* noch mir gedient gewesen wäre. Ihren Brief an Herrn *von Buch* übergab ich wenige Tage nach meiner Ankunft. Er lud mich ein, öfter zu ihm zu kommen; ich habe ihn jedoch seither nicht wieder besucht. Der Umgang mit solchen Männern ist für Jemanden, der so tief unter ihnen steht, höchst drückend.“

Das Studium der Naturwissenschaften beschäftigte *M.* in Berlin ausschliesslich, besonders Mineralogie und Zoologie. Der Theologie hatte er ganz entsagt, und auch philologische Studien setzte er nur fort, um einst etwa einer untern Schulstelle gewachsen zu sein. Durch *Escher*, mit dem er in Berlin wieder zusammentraf, wurde er mit Prof. *F. Hofmann* bekannt, der damals mit der Ausarbeitung seines Werkes über Norddeutschland beschäftigt war, und in Gesellschaft seines Freun-

des besuchte er, in den Frühlingsferien 1829, nach *Hofmann's* Anleitung, die wichtigsten Stellen der norddeutschen Gebirge. Nach ihrer Rückkehr setzte *Hofmann* so viel Vertrauen in *Meyer's* gründliche Kenntnisse, dass er ihm die Bestimmung seiner Petrefacten überliess, zu welchem Ende er ihn mit allen damals vorhandenen literarischen Hülfsmitteln ausstattete. Auch bei so reichlicher Ausrüstung konnte jedoch, nach dem damaligen Standpunkte der Palaeontologie, dieser Versuch nur geringen Erfolg haben, und *M.* gerieth fast in Verzweiflung über die nicht zu besiegenden Schwierigkeiten. »Mit der Bestimmung der Petrefacten,« schrieb er den 8. Juli, »geht es grundschlecht. Die Liasformation ist noch wenig bearbeitet. Die schöne Zeit, die ich auf Vergleichung der Ammoniten und des verhassten Terebratelngeschlechts verwandte, war so gut als verloren, obschon mir von *Scheuchzer* und der *Oryctographia norica* an bis auf *Sowerby* und *Parkinson* alle möglichen Hülfsmittel zu Gebote standen.«

Unterdessen gestalteten sich in Bern die Verhältnisse für *Meier's* Zukunft so günstig, als man es wünschen durfte. Die Stadtbehörde hatte die Errichtung einer höheren Realschule beschlossen, an welcher die Naturwissenschaften eine bedeutendere Stellung erhalten sollten, und die Anstalt war im Herbst 1829 bereits ins Leben getreten. Die Direction, mit *Meier's* Werth bekannt, schätzte sich glücklich, in ihm für die Fächer der Naturgeschichte und Geographie einen tüchtigen Lehrer zu finden, und gewährte ihm gerne eine längere Frist, um sich die zwei folgenden Winter durch in Paris und während des dazwischen fallenden Sommers in Genf noch besonders auf seine künftige Lehrstelle vorzubereiten. Mit welchem Zartgefühl er

die ihm gemachten Anträge erwiederte und wie klar er alle Verhältnisse seiner neuen Stellung auffasste, zeigen folgende Stellen aus Briefen von Berlin und Genf:

„Wenn der Inhalt Ihres l. Briefes längere Zögerung gestattete, so hätte ich die Beantwortung desselben gerne noch einige Tage aufgeschoben, um Ihnen auch über den mathematischen Unterricht an den hiesigen Literarschulen befriedigende Auskunft ertheilen zu können; nun kann ich Ihnen nichts melden, als was Sie schon lange wissen, dass ich die angetragene Lehrerstelle, nach Beendigung meiner Studien, mit Dank annehmen und mein Möglichstes thun werde, um — — Ob es aber im Interesse der Anstalt liege, mir schon jetzt jene Anstellung zuzusichern, ist eine andere Frage. Meine Studien werden auf jeden Fall den nämlichen Gang nehmen, ob ich bestimmte Aussicht auf Anstellung habe oder nicht, und ich werde nach zwei Jahren noch immer zu Diensten stehn, wenn sich bis dahin kein Anderer findet, dem man den Unterricht in den fraglichen Fächern für immer anvertrauen könnte. Würde sich aber vor meiner Heimkehr ein tüchtiger Mann stellen, der den Vorzug vor mir verdiente, was ja leicht möglich ist, dann wäre es gewiss besser, wenn Sie durch kein bestimmtes Versprechen gebunden wären, mir selbst aber die Wahl erspart würde, entweder lange genährte, zuversichtliche Hoffnungen aufzugeben, oder, auf das Recht eines Vertrags gestützt, einen Bessern von der Stelle zu verdrängen. Ich bitte Sie, Ihren Herren Collegen diese Antwort, so wie meinen herzlichsten Dank für den gemachten Antrag, mitzutheilen.“ — — „Ihre Bedenklichkeiten über den naturhistorischen Schulunterricht scheinen mir jetzt nur

zu gegründet, und ich wäre froh, wenn mir die Sache, nachdem ich selbst tiefer in dieselbe eingedrungen, in einem günstigeren Licht erschiene. Am wenigsten erwarte ich von der Zoologie, mehr schon von der Mineralogie, wenn der Vortrag derselben auf die letzte Zeit des Unterrichts aufgespart werden dürfte, wo man schon hinlängliche mathematische und die nöthigsten chemischen Kenntnisse voraussetzen könnte. Das Studium der Botanik hat den Vorzug, dass es keine Vorkenntnisse erfordert, und man könnte sich deshalb am meisten davon versprechen; ich bin jedoch selbst noch Anfänger in dieser Wissenschaft und nicht im Stande, über ihren Werth als Bildungsmittel zu urtheilen. Auf einen Rangstreit mit den Sprachen und der Mathematik möchte ich mich nie einlassen; ich bin selbst überzeugt, dass sie im Unterrichtsplane einer Realschule die erste Stelle einnehmen sollen und habe weder Ehrgeiz noch Gewissenlosigkeit genug, um meine Fächer bloss desswegen ungebührlich hoch zu stellen, damit ich selbst höher zu stehen komme. In Bezug auf bürgerliche Verhältnisse werden meine Wünsche nie höher gehen als auf ein anständiges Auskommen, unter welchem Titel es sei, und ein *Otium honestum* neben meinen Berufsgeschäften, um mit der Wissenschaft immer fortschreiten zu können.“ — — „Herr S. stellte mich, den Tag nach meiner Ankunft in Genf, Herrn *de C.* vor, der mir auf die humanste Weise sogleich die Benutzung seiner Bibliothek und seines Herbariums gestattete. Er fragte mich nach unserer Realschule, den Unterrichtsfächern und dem Alter der Zöglinge. Die Aufnahme der Naturgeschichte in den Schulplan fand nicht Gnade vor seinen Augen; er sagte, er kenne kein besseres Mittel, junge Leute zum wahren

naturhistorischen Studium untüchtig zu machen, als einen so voreiligen Unterricht, der, beim gänzlichen Mangel aller Vorkenntnisse von Seite der Schüler, nur aus Nomenclatur und Anekdoten bestehen könne. Ich hatte mir zwar die Schwierigkeiten meiner künftigen Aufgabe nie verhehlt und mir oft genug wiederholt, dass ich nur einer der kleinen Propheten an unserer Schule sein werde; doch war es mir nie eingefallen, mich für einen künftigen Widersacher der Wissenschaft, für einen Jugendverderber zu halten. Sie werden sich daher nicht wundern, dass das unbarmherzige Verwerfungsurtheil, das der grosse Botaniker über meine künftige Berufsthätigkeit aussprach, mich in nicht geringen Schrecken versetzte, und dass einige Stunden vergingen, ehe eine unbefangene Prüfung der Sache, so wie Herrn S.'s Trostgründe, meinen Muth wieder aufrichteten. Es ist übrigens auffallend, dass Herr *de C.* mit den ausgesprochenen Ansichten sich entschliessen konnte, die Zoologie an einer Anstalt vorzutragen, die nicht einmal ein anatomisches Theater hat.“

Im Frühjahr 1831 trat *M.* seine Lehrstelle an, und die so sehr gefürchteten Schwierigkeiten verschwanden bald unter dem Einfluss seiner Persönlichkeit und bei seiner ausgezeichneten Behandlung des Lehrstoffes. Es zeigte sich wieder, wie so oft schon, dass im Lehrer selbst, und nicht im Lehrstoffe, das belebende Princip des Unterrichts zu suchen sei und dass der Streit über Vorzüge und Nachtheile der Schulfächer nur geringe practische Bedeutung habe. Obgleich *M.*, seiner Natur nach zurückhaltend, gegen seine Schüler sparsam war mit wohlwollenden Aeusserungen, sprach doch in seinem ganzen Benehmen sich die Liebe aus, die

er für die ihm untergebene Jugend empfand, und man konnte nur unentschieden bleiben, ob das Interesse der Wissenschaft und der Eifer, ihr tüchtige Zöglinge zu gewinnen, oder ob die Zuneigung für seine Schüler bei ihm vorherrschend seien. Durch häufige Excursionen in die Umgegend und Anleitung zum Sammeln weckte er in den Knaben die Lust zur Naturgeschichte, umging aber zugleich mit bestem Erfolg die Klippe der Tändelei durch den Ernst seiner Lehrstunden, durch tieferes Eindringen in die Grundlagen der Wissenschaft, so weit es die Bildungsstufe seiner jugendlichen Schüler gestattete, oder durch festes Einprägen der Nothwendigkeit, nach dem Austritt aus der Schule vor Allem zu jenen Grundlagen, deren Vortrag nicht in die Schule passte, zurückzukehren.

Eine wesentliche Unterstützung in seinen Bemühungen, dem Studium der Natur bei uns einen günstigen Boden zu bereiten, gewährten unserm Freunde die naturhistorischen Sammlungen des Stadtmuseums. Er war auf seinen Reisen stets eifrigst bemüht gewesen, zur Bereicherung vorzüglich der mineralogisch-geologischen Abtheilung dieser Sammlungen nach Kräften beizutragen. Alles, was er in früheren Jahren gesammelt und gekauft hatte, schöne Reihen von Petrefacten und Steinarten aus den Umgebungen Genf's, aus den Wesergegenden, aus Sachsen, u. s. w., überliess er mit edler Freigebigkeit der öffentlichen Sammlung. Gleiches Interesse bewies er, nach seiner Rückkehr, auch für die zoologische Abtheilung. Nicht nur die Vielseitigkeit seiner naturhistorischen Kenntnisse, sondern seine ganze Geistesrichtung trug dazu bei, ihn mit unauflöselichen Banden an das Museum zu fesseln. Bei der neuen Organisation der städtischen Institute

wurde *M.* Mitglied der Museums-Direction, und der grösste Theil seiner Thätigkeit war von da an dieser Anstalt gewidmet. Die zeitraubenden Geschäfte des Tauschhandels und der Ankäufe, der Bestimmung, Etiquetirung und Anordnung fielen ihm, nach eigener Wahl, beinahe allein zu; die zoologische Sammlung wurde, grösstentheils durch ihn, in systematische Ordnung gebracht, die Abtheilung der untern Thierclassen zugleich auch bestimmt und etiquetirt, die reiche oryctognostische Sammlung nach dem System von *Mohr* umgestellt, die Petrefactensammlung nach geologischen Hauptgruppen geordnet. Wozu an anderen Museen wissenschaftliche Männer als Inspectoren und Conservatoren besonders besoldet werden müssen, das leistete *M.* aus reiner Liebe zu seiner Vaterstadt und seinem Hauptfache, von wenigen selbst seiner Mitbürger gekannt und nach seinem Verdienste gewürdigt.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob in diesen, zum Theil mechanischen Beschäftigungen der Grund gesucht werden müsse, warum *M.*, nach Beendigung seiner langen Universitätsstudien, es nicht versucht hat, in der Wissenschaft durch Bearbeitung eines speciellen Gegenstandes selbstständig aufzutreten, oder ob ihm wirklich, wie er behauptete, die hiezu erforderlichen Anlagen fehlten. Gewiss ist, dass er mit vorzüglicher Klarheit die Gedanken Anderer auffasste und oft besser, als sie ausgesprochen worden, in Schrift zu setzen verstand, stets aber es scheute, sich an eine Arbeit zu wagen, die eigene Untersuchung und Beurtheilung verlangte.

Sehr Vieles zum Zurückdrängen seiner geistigen Energie und schaffenden Kraft musste jedenfalls seine stets schwankende Gesundheit beitragen; ja es erklärt

sich diese Erscheinung vielleicht genügend aus diesem einzigen Umstande. Ernste Mahnungen des ihm drohenden Feindes blieben allerdings nicht aus. Innerhalb weniger Jahre sah er seine zwei Schwestern an Auszehrung sterben, und er selbst hatte kaum zwei Jahre seinem Lehramte vorgestanden, als Brustleiden ihn nöthigten, erst nur provisorisch, dann bleibend dem ihm werth gewordenen Wirkungskreis zu entsagen, um von Neuem, in mehrjährigen Curen, im Gurnigel und zu Aigle, nur seiner Gesundheit zu leben. Nur in den letzten Jahren, als durch eine Abänderung im Unterrichtsplane die Lehrstunden in der Naturgeschichte von denjenigen in der Geographie getrennt und auf die geringe Zahl von vier in der Woche beschränkt wurden, durfte er es wagen, in die ihm angebotene frühere Stellung wieder einzutreten. Im Jahre 1839 wurde sein Verhältniss zur Realschule noch fester geknüpft durch seinen Eintritt in die Stelle eines Secretärs der Direction dieser Anstalt, an die Stelle des verstorbenen Doctor *Otth*, für den er sie bereits während der Reise des Letzteren nach Algier versehen hatte.

Seine Gesundheit schien sich durch die jährlich wiederholten Curen befestigt zu haben; neuer Lebensmuth erwachte in ihm, und als im Herbst 1839 sein älterer Freund sich entschloss, den folgenden Sommer Italien und Sicilien zu besuchen, konnte er dem Verlangen, einmal wieder an einer wissenschaftlichen Streiferei Theil zu nehmen, nicht widerstehen, so wenig als sein Freund es über sich gewann, ihn ernstlich zurückzuweisen. *M.* kannte die Gefahr, der er sich aussetzte; aber ein reiches, wenn auch kurzes Leben, meinte er, sei einem langen Siechthum vorzuziehen und der Genuss des Schönsten, was Europa zu bieten habe, mit

den vielleicht wenigen Jahren, die er, stets unter dem Damoclesschwerdte, noch vegetiren könnte, nicht zu theuer bezahlt.

Die ersten Monate der am 2. April 1840 angetretenen Reise schienen die düstere Ahnung widerlegen zu wollen. In dem milden Clima und unter dem Einfluss der vielseitigsten Anregung besserte sich das Aussehen *Meyer's* zusehends. Eine kleine Fussreise in den appenninischen Alpen, vor deren Folgen ihm sehr bange gewesen war, hatte ihn gestärkt und ihm höhere Zuversicht zu seinen Kräften gegeben. Die Freunde in Norditalien warnten zwar vor dem verderblichen Einfluss der Sommerhitze in Rom, die römischen vor den Gefahren der sicilianischen Sonne; aber der stark gebaute, in voller Jugendkraft stehende *M.*, glaubten sie, werde ihnen trotzen können. Von Allem, was Italien an Natur- und Kunstschatzen enthält, wollte *M.* nichts ungesehen lassen: keine Gallerie in Florenz, keine Kirche in Rom, keine berühmte Aussicht um Neapel. Der ausgedehnte Reiseplan indess zwang zur Eile, und über diess stete Vorwärtsdrängen konnte er zuweilen seine Klagen nicht zurückhalten. Es war allerdings die Zeit der Ruhe karg zugemessen, da die Reisezwecke des Touristen mit denjenigen des Naturforschers vereinigt werden sollten, das Besehen von Kunstwerken und Alterthümern mit geologischen Beobachtungen und dem Einsammeln naturhistorischer Gegenstände. Das Verpacken allein der fünfzehn Kisten, die wir aus Italien an das Museum zurücksandten, kosteten *M.* manche Stunde, die er besser dem Ausruhen gewidmet hätte. Auch die Julihitze in Sicilien schien jedoch keinen Einfluss auf ihn zu gewinnen, während sein Gefährte sich stärker angegriffen fühlte. Nach

seinem Wunsche wurde der Reiseplan erweitert und der Besuch von Girgenti und Syracus in denselben eingeschlossen. Durch das ihm ungewohnte Reiten auf Maulthieren fühlte sich *M.* ungewöhnlich ermüdet, erholte sich aber nach einiger Ruhe bald wieder, und, nachdem wir vier Tage in Catania gerastet, entschloss er sich auch zu der Reise auf den Aetna. „Ohne den Aetna bestiegen zu haben, dürfe er nicht wieder vor seine Schüler treten.“ Wirklich zeigten sich auch, während der folgenden vier Wochen, die zum Besuche der liparischen Inseln und der Umgebungen Neapels benutzt wurden, keine beunruhigenden Folgen dieser Anstrengung. *M.* konnte des Schönen, das der herrliche Golf in solchem Ueberfluss bietet, nicht satt werden; er schien das *veder Napoli e morire* an sich wahr machen zu wollen. Den Tag vor unserer Abreise nach Marseille wurde noch Camaldoli erstiegen, den nächsten Morgen S. Elmo. Als wir von diesem nach unserer Wohnung in S. Lucia zurückkehrten, fiel mir sein blasses Aussehen auf, und er bat mich, noch einige Geschäfte vor dem Einsteigen ins Dampfschiff für ihn besorgen zu wollen, er hätte in der Frühe Blut gespien. Als ob er es fühle, dass der Tod in seiner Brust sei, eilte er von nun an, möglichst bald die Heimath zu erreichen. Ohne grössere Beschwerde als sonst bestieg er jedoch in Marseille noch die N. D. de la Garde, besuchte Toulon und trennte sich dann, um direct nach Bern zu gehen, nach der mehr als fünf Monate langen Reise, von seinem bisherigen Gefährten und von *A. Escher*, der uns nach Marseille entgegengekommen war.

Das krankhafte Befinden *Meyer's* schien ihn selbst jedoch, seitdem er seine Vaterstadt wieder erreicht

hatte, wenig zu beunruhigen. Er war so sorglos, dass er sogleich nach seiner Rückkehr an das Auspacken und Einordnen unserer inzwischen eingetroffenen Mineralien ging und den grössten Theil der mehr als gewöhnlich kalten Octobertage in den Sälen des Museums zubrachte. Dieser schnelle Temperaturwechsel vorzüglich scheint ihm verderblich geworden zu sein. Ein verstärkter Anfall von Bluthusten, Anfangs November, liess ihm keinen Zweifel mehr über die Gefährlichkeit seines Zustandes, und von da an erst vertraute er sich seinem Arzte an und verliess den Winter durch sein Zimmer nicht wieder. Ohne weitere Beschwerden zu fühlen, als grosse Schwäche und schwaches Fieber, beschäftigte sich *M.* fortwährend mit der Bestimmung und Ordnung der mitgebrachten Naturalien, und hoffte von der Frühlingswärme seine Wiederherstellung. Nach den ersten Spaziergängen, in den schönen Tagen des Mai, auf der nahen Platteforme, fand er sich indess bedeutend ermüdet, und die Krankheit machte von nun an so schnelle Fortschritte, dass seine Freunde sich die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht mehr verhehlen konnten. Nur *M.* selbst schien ohne Ahnung des nahenden Endes, sei es, dass wirklich die glückliche Täuschung, die diese Krankheit begleitet, auch seinen klaren, mit ihren Symptomen wohl vertrauten Verstand befangen hielt, oder dass er es vorzog, seine Empfindungen in sich zu verschliessen und mit männlicher Ergebung das Unvermeidliche zu erwarten. Noch am Abend vor seinem Tode empfing er Besuche und sprach von seinen Planen auf den Herbst und Winter. Den 5. Juni, in der Frühe, legte er sich, nach längerer Schlaflosigkeit, zum Schlummern nieder, und, ohne den geringsten Kampf, starb er einen sanften Tod an

Entkräftung. Denselben Samstag waren wir vor einem Jahre in Rom angekommen.

Die Liebe zur Naturwissenschaft, die den ganzen Lebensgang unsers Freundes leitete, wird auch in ferner Zukunft wohlthätig bei uns fortwirken und ihm ein ehrenvolles Andenken sichern. *M.* hat über sein Vermögen eine Verfügung hinterlassen, vom Vorabend unserer Abreise nach Italien unterzeichnet, und, mit Ausnahme weniger Vermächtnisse zu Gunsten von Verwandten und Freunden, dasselbe zur Aufmunterung naturwissenschaftlicher Studien in seiner Vaterstadt bestimmt. Seine Bücher sollen unter die Stadtbibliothek und seine ehemaligen Schüler vertheilt werden und erstere noch tausend Franken zu Fortsetzungen beziehn. Dem naturhistorischen Museum schenkt er hundert Louisd'or zu Ankäufen. Das Uebrige, etwa vierzehnhundert Franken jährlicher Rente, sicherte er der Realschule zu, um theils zu jährlichen naturhistorischen Reisen mit den älteren Zöglingen, theils zu Preisen für diejenigen Schüler, die sich in den Naturwissenschaften auszeichnen, verwendet zu werden.

B. St.

ANTOINE-GUILLAUME-HENRI FATIO,

de Genève.

Antoine-Guillaume-Henri Fatio naquit à Genève, le 16 octobre 1775; il est décédé dans la même ville, le 21 novembre 1840, à l'âge de soixante-cinq ans. Il fut achever en Allemagne les études qu'il avait commencées à Genève. Si, comme l'a dit un ancien, s'il est heureux d'avoir connu le malheur dès les jours de la jeunesse, *Fatio* eut à un haut degré ce funeste avantage. Le commencement de sa carrière fut frappé par un cruel chagrin. Cet apprentissage de souffrance morale l'aura préparé aux malheurs dont, comme tant d'autres, il a vu semer le chemin de la vie. Il lui aura appris, au milieu de sa carrière, à supporter la perte de ce frère, de ce collègue, de cet ami qui occupait, à tant de titres, tant de place dans ses affections, et qui, le premier dans l'état par la gravité et la sagesse de ses conseils et le poids de son expérience, était encore le premier dans le sein de cette vie de famille à laquelle il attachait tant de prix, par la spirituelle gaité d'une conversation pleine de sel et de bonhomie et par la douce égalité de son humeur; il lui aura donné la force de voir, sans murmurer, assombrir ses derniers jours par la mort d'un gendre,

homme d'élite, déjà distingué par ses travaux scientifiques et la noble fermeté de son caractère, et dont la société des arts, dont il fut un des membres les plus utiles, déplore encore la fin prématurée.

C'est en 1816 que M. *Fatio* devint membre de la société des arts pour la section d'agriculture. Depuis la réorganisation de la société il appartenait aussi à la classe d'industrie. Quoique la direction toute différente que l'heureuse restauration de la république vint donner à son activité ne lui ait pas permis de prendre directement une grande part dans les travaux des deux classes dont il faisait partie, son concours ne leur a jamais failli toutes les fois qu'il a pu le croire utile. Il eut, en particulier, l'occasion de rendre à la société des arts toute entière un grand et signalé service par la notable influence qu'il exerça, en 1824 et 1825, sur la construction du musée des beaux-arts, que la reconnaissance publique décore si justement du nom de ses généreuses fondatrices. Membre de la chambre des travaux publics, on peut voir dans ses registres la preuve écrite du zèle qu'il sut déployer pour amener à bien cette construction importante. Il se chargea de solliciter du gouvernement du canton de Vaud l'autorisation de tirer de ce canton les bois nécessaires; ce fut lui qui rédigea, qui contrôla les cahiers des charges et les devis, qui prépara la mise à adjudication des divers ouvrages, qui en dirigea et surveilla l'exécution. Et tout ce travail était plus difficile alors qu'il ne le serait peut-être aujourd'hui, où l'expérience acquise par plusieurs grandes constructions déjà exécutées et l'appui que l'on peut rencontrer dans les experts qui se sont formés donnent à l'administration des ressources qu'elle ne pouvait trouver au même degré.

Une plume plus éloquente que la mienne, un magistrat bien mieux placé que moi pour connaître et apprécier la valeur des services rendus par M. *Fatio* dans sa carrière publique, en a, dans cette salle même, déroulé le tableau. Militaire, travaux publics, administration municipale et financière, affaires fédérales, il pouvait tout embrasser et paraître cependant partout comme un homme spécial. Une conception vive et claire, une capacité et un goût pour le travail qui ne reconnaissent pas de limites, une activité qui semblait dépasser les forces de l'homme, telles étaient les ressources dont il disposait pour suffire aux exigences de sa vie administrative. Souvent en le voyant, surchargé en apparence de travaux de toute espèce, non seulement porter légèrement ce fardeau, mais encore accueillir, rechercher même une besogne nouvelle, je me prenais à penser que, si un homme aussi bien doué qu'il l'était, voulait consacrer à l'avancement de sa fortune ou à se faire un nom la moitié seulement du zèle et du talent qu'il mettait à servir la patrie, il ne pourrait manquer d'arriver à l'opulence ou d'acquérir de la gloire. Mais, dans la carrière qu'il suivait avec un dévouement si énergique, l'on ne peut rencontrer ni la fortune ni la renommée; l'on n'est pas même assuré d'avoir toujours l'approbation générale. Il faut chercher la source de ces persévérants efforts dans un sentiment plus relevé, plus intime, dans ce sentiment auquel nous ne savons pas tous faire les mêmes sacrifices, mais que nous pouvons comprendre, parce que nous le portons tous dans nos coeurs, dans cet ardent amour du pays qui possédait son ame toute entière. *Fatio* voyait partout son pays, dans un pavé à réparer et dans un quai à construire comme dans les délibérations les plus

importantes de la Diète ou des conseils. C'est le pays qu'il s'agissait de servir, et quoi qu'il fallût entreprendre, tout était ennobli pour lui par ce sentiment relevé. Quel exemple et quelle leçon pour ceux dont le dévouement à la patrie est chancelant ou tiède!

Heureuse la république, si elle pouvait toujours compter, parmi ses enfants, je n'ose pas dire beaucoup mais un certain nombre de citoyens comme M. *Fatio*, prêts à se consacrer à toujours et tout entiers à son service!

Ce magistrat d'une activité si prodigieuse, d'une dialectique souvent impétueuse, d'une impatience d'action qui lui donnait quelquefois dans la discussion l'apparence de la brusquerie, était le plus tendre des pères de famille, le plus affectueux des frères, le plus aimable et le plus bienveillant des collègues. Le nuage passé, et il ne durait qu'un instant, laissait luire dans tout leur éclat la pureté et la cordialité de son caractère. Jamais un sentiment amer n'approcha de son cœur; jamais rien qui ressemblât à de la rancune ne put s'y loger pour un seul instant. Ayant été un jour témoin d'un de ces mouvements de discussion vive et agitée, je hasardai une remarque sur ce qui venait de se passer. » Oh oui, « me répondit-il, avec ce sourire si gracieux que vous lui connaissiez, » oh oui! mais cela est connu de tout le monde, *Fatio* aboie, mais il ne mord pas. « Et non seulement, selon sa naïve et spirituelle expression, il n'a jamais mordu personne mais il n'en eut pas même la tentation. Homme public, en cette qualité jugé toujours sévèrement, quelquefois même avec injustice, jamais il n'éprouvait les sentiments plus ou moins hostiles auxquels il a pu être en butte dans quelques moments de sa carrière poli-

tique. Aussi ce caractère si beau de dévouement, de véritable bienveillance, de chaud patriotisme a-t-il fini par être généralement apprécié. Ce digne magistrat qui, à quelques époques difficiles de sa vie politique, a pu ne pas se croire populaire, a vu la douleur publique environner son lit de mort; le respect et l'affliction étaient peints sur tous les visages, lorsqu'on apprit le fatal accident qui l'avait frappé au sein même du conseil d'état, vrai champ d'honneur de sa vie active, et la nation toute entière s'empressa de renoncer à une des fêtes les plus populaires de la vieille Genève, qui aurait fait un trop grand contraste avec le deuil général.

Honneur et respect à sa mémoire, et n'oublions point que la patrie attend de nous, non pas seulement une admiration stérile pour ceux qui savent la servir, mais aussi une volonté ferme de les imiter, chacun dans notre sphère et dans la limite de notre capacité.

Jean-Pierre Vaucher naquit à Genève, le 27 avril 1763; il y est mort le 6 janvier de cette année, à l'âge de soixante-dix-sept ans. Fils d'un maître charpentier, originaire du canton de Neuchâtel, le jeune *Vaucher* se destina d'abord à suivre la profession de son père et travailla pendant quelque temps dans ses ateliers. Mais sa vocation l'appelait ailleurs; et elle fut la plus forte. Il désira suivre ses études, entra à douze ans au collège, et ne tarda pas à s'y distinguer et à remporter des prix dans presque tous les concours. *Vaucher* est un brillant exemple des avantages du système libéral, qui a régné de tout temps dans nos établissements d'instruction publique, pour développer le

talent partout où en existe le germe. En effet, trois ans au plus après son entrée au collège, il devint sous-maître chez M. *Roman*, régent de 7^{me}, et sut trouver, dans les leçons qu'il y donnait et celles qu'il se procurait au dehors, les ressources nécessaires pour pouvoir continuer ses études. Il fut consacré ministre en 1787. Peu d'années après, il fonda, d'abord à Bossey, commune de Céligny, puis à la ville, une maison d'éducation qu'il a continué de diriger avec succès jusqu'en 1828, et dans laquelle il a pu successivement recevoir et instruire un grand nombre de jeunes gens, tant nationaux qu'étrangers. Un de ces derniers a été appelé plus tard à de hautes destinées (le prince de Carignan, roi actuel de Sardaigne); mais dans le rang élevé qu'il occupait, il n'a jamais oublié son ancien maître, et dans plusieurs circonstances il a su donner à M. *Vaucher* des preuves touchantes de son souvenir et de sa gratitude, témoignages aussi honorables peut-être pour l'auguste disciple que pour l'instituteur vénérable qui était si justement heureux de s'en voir l'objet.

En 1795, M. *Vaucher* fut nommé pasteur à Saint-Gervais, et il en a continué jusqu'en 1821 les fonctions toujours honorables et parfois difficiles. Il sut se faire distinguer comme prédicateur. Ses discours, pleins de fortes leçons et d'images vigoureuses, rendues plus impressives encore par sa haute taille, son geste heurté mais énergique, captivaient vivement ses auditeurs. Il attaquait de front les vices et les travers de l'homme; mais sa censure se renfermait toujours dans de justes bornes, quelle que pût être d'ailleurs sa sévérité.

Entré dans l'académie dès 1802, comme professeur

honnaire de botanique, science sur laquelle il donna quelques cours publics, il fut appelé en 1808 à une chaire active et chargé dans la faculté de théologie de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique. C'est la dernière de ses fonctions publiques, à laquelle il a voulu renoncer; car il l'a exercée sans interruption jusqu'en avril 1839. Quoiqu'il fût alors âgé de soixante et seize ans, on peut dire que *Vaucher* se retira tout entier, si peu les années avaient paru enlever à la force et à la clarté de son enseignement public. En même temps qu'habile professeur, il était aussi, pour les nombreux étudiants en théologie qu'il a vu passer devant lui dans le cours de sa longue carrière, un ami, presque un père, et des regrets unanimes ont accompagné sa retraite de la part de ses collègues aussi bien que des élèves. Indépendamment de son enseignement, il rendit encore d'autres services à l'académie dont il dirigea la marche en qualité de recteur, pendant les années 1819 et 1820.

M. *Vaucher* entra, dès l'année 1796, dans la section d'agriculture de la société des arts, et il n'a pas cessé, dès-lors jusqu'à la fin de sa vie, de prendre une part active à ses travaux. Il fut chargé de la rédaction de plusieurs rapports sur les maladies de la vigne, sur celles du froment, sur les effets de la température sur la végétation. Il entreprit une suite d'expériences sur la culture de la pomme de terre, et présenta à la section un travail sur ce sujet important; il fut chargé de rédiger une notice sur les meilleurs systèmes à suivre pour l'aménagement des bois; enfin, il a fait plusieurs fois partie des jurys chargés de l'organisation des expositions publiques de fleurs, et de décerner les primes à ceux qui s'y distinguent.

Dès l'âge de dix-huit ou dix-neuf ans, il commença à s'occuper plus spécialement de botanique, et il a toujours continué depuis à en faire le premier objet de ses travaux dans les moments nécessairement peu nombreux que lui laissent ses occupations tant publiques que privées. Un nombre considérable de mémoires et d'ouvrages publiés ou inédits ont été le fruit de ses recherches et de ses méditations, et lui ont acquis un nom honorablement connu des amis de sa science favorite. Le premier travail qu'il publia, l'*histoire des conferves d'eau douce*, imprimé en 1803, lui donna immédiatement un rang parmi les botanistes. Ses recherches ont en effet singulièrement éclairci l'histoire de cette tribu importante de la famille des algues, qui présente quelques analogies qui pourraient les rapprocher des animaux, mais que *Vaucher* a montré, par l'ensemble de ses rapports, devoir continuer à figurer dans le règne végétal. Il a le premier suivi avec patience et sagacité le développement complet des conferves; il en a reconnu le mode de reproduction; il en a découvert les graines qu'il a vu germer sous ses yeux; il a été jusqu'à observer dans plusieurs générations successives des mêmes individus les diverses phases de végétation et de germination qui se succédaient pendant l'espace de trois années.

La petitesse microscopique de ces êtres singuliers, la difficulté de les distinguer les uns des autres, les peines qu'il faut prendre pour les conserver, leur analogie même avec quelques genres d'animaux, par exemple, avec les oscillatoires, tous ces obstacles se réunissaient pour en rendre l'étude moins abordable, et *Vaucher* a su triompher de tous. Son ouvrage, qui date de près de quarante années, est resté classique en cette

matière, et le célèbre botaniste dont j'occupe aujourd'hui la place, en a fait un éloge indirect bien flatteur, lorsque, citant dans la *flore française* les conferves décrites par *Vaucher*, il déclare qu'elles sont les seules plantes comprises dans son ouvrage qu'il n'ait pas cru devoir vérifier par lui-même, assuré, dit-il, comme il l'était, des talents et de la consciencieuse exactitude de l'observateur.

Passant maintenant sous silence un grand nombre de mémoires et autres travaux de moindre portée, j'arrive au dernier et plus considérable des ouvrages de *M. Vaucher*, *l'histoire physiologique des plantes d'Europe*, en quatre volumes in-8. C'est une des gloires et un des privilèges des sciences que d'occuper assez fortement l'âme de ceux qui les cultivent, pour survivre en quelque sorte à tous les autres intérêts mondains, et se partager, avec les sérieuses pensées qui se dirigent vers l'éternité, les derniers moments de l'homme scientifique. En proie à sa dernière maladie, déjà, en quelque sorte, sur son lit de mort, *M. Vaucher*, préparé qu'il était par une vie pure et utilement employée à la quitter sans crainte et sans regret, *M. Vaucher* se préoccupait du désir de voir assez se prolonger des jours qu'il savait déjà comptés, pour lui donner le temps d'achever la publication de cette oeuvre, travail de sa vie toute entière. Il lui a été accordé d'avoir encore cette joie, la dernière peut-être de celles qui lui furent départies dans ce monde; il a eu la vive satisfaction de voir corriger les dernières épreuves et d'envoyer lui-même son livre aux plus illustres de ses amis. Cet important ouvrage est destiné à servir de cadre aux observations recueillies par *Vaucher* sur le mode de développement, de végétation, de

fécondation de chaque genre de plantes, sur les phénomènes particuliers qu'il présente, sur ceux qui sont propres à chaque espèce, en un mot, ce qu'il appelle *la manière d'être et les moeurs* du genre. Il a aussi enrichi son ouvrage de tous les travaux de même nature qu'il a pu puiser dans les écrits d'observateurs exacts. Un juge compétent va bientôt publier une appréciation juste et complète des vues nouvelles et des aperçus ingénieux qui doivent recommander l'histoire physiologique des plantes d'Europe à l'attention des botanistes. Mais ce que je puis signaler ici, c'est la tendance élevée et religieuse de son pieux auteur : partout il fait ressortir l'ineffable sagesse qui éclate dans toutes les oeuvres de la création. » C'est l'étude et la méditation de ces merveilles, « dit-il lui-même dans la courte et belle dédicace adressée à ce royal disciple auquel nous avons déjà fait allusion, » de ces merveilles dont je ne connais encore que les bords, qui ont embelli mes dernières années et qui m'ont inspiré le désir de plus en plus ardent de les contempler un jour à leur source, dans le sein de la souveraine sagesse. «

Ce sont là les sentiments avec lesquels M. *Vaucher* a vu, au milieu d'une inaltérable sérénité, s'approcher son heure dernière; la mort lui semblait devoir livrer, à ses regards éblouis, un temple magnifique dont il n'avait encore admiré que le péristyle, et cette intime union de la pensée scientifique et de la pensée religieuse lui a fait accueillir avec bonheur le moment où son ame a été rappelée au séjour de l'éternelle vérité.